Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 3 (1983)
Heft: 6

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Marxistische Ermittlungen gegen den Marxismus

KRITISCHES WÖRTERBUCH DES MARXISMUS, hrsg. von Georges Labica, Mitarbeit Gérard Bensussan, Presses Universitaires de France 1982, 946 S., 300 francs.

Das Jahr des hundertsten Todestages von Karl Marx geht dem Ende entgegen; es hat die Medien hierzulande nicht sonderlich bewegt. Ereignislos, was die Beschäftigung mit Marx anbelangt, war es nicht. Fast genau vor einem Jahr erschien ein Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Über 65 Mitarbeiter äussern sich in annähernd 400 Artikeln zu den wichtigsten Begriffen und Problemlagen des Marxismus. Für Frankreich ist dieses marxistische Nachschlagewerk an sich eine Neuheit, für den deutschen Sprachraum ist es dies in seiner Modalität.

Schon der Titel gibt Gegensteuer gegen eine Einsargung des Marxismus, nicht nur als Referenz an Marx' Kritiken und an den grossen Vorläufer unter den Wörterbüchern, den 'Dictionnaire historique et critique' von Pierre Bayle, sondern dadurch, dass er ein kritisches Verhältnis zu den eigenen Begriffen und zur eigenen Geschichte ankündigt. Auf neue Art dient das Wörterbuch seinem Gegenstand, dem Marxismus, indem es sich weigert, eine Bilanz zu ziehen dessen, was Marxismus ist oder zu sein hat. Demgegenüber erinnert der Herausgeber Labica an die Aussage von Engels, der in bezug auf die Kunst des Definierens gesagt hat: „Definitionen sind für die Wissenschaft wertlos, weil stets unzulänglich. Die einzig reelle Definition ist die Entwicklung der Sache selbst, und diese ist aber keine Definition mehr." (Antidühring, MEW 20, 578)

Daraus wird das Konzept entwickelt; nicht um eine Geschichte der verschiedenen marxistischen Schulen geht es – das zwänge stets dazu, einen Standpunkt innerhalb oder ausserhalb der Doktrin zu fixieren –, auch nicht um die Rekonstruktion eines 'reinen' Marxismus, sondern um die Geschichte der Begriffe selbst, deren Gesamtheit so etwas wie den „Familienroman des Marxismus" ergibt. Man musste also die Begriffe zum Sprechen bringen, indem man „sie wie eine Person behandelt, die man gebeten hat, ihre Geschichte zu erzählen," die man mitunter auch „zwingen musste, wenn der Bericht aus dem Unbewussten kam," andererseits aber wurde jeder Ausdruck „wie ein Angeklagter behandelt, dem man nicht einfach aufgrund dessen, was er sagte, Glauben schenken konnte." (Vorrede)

Die behandelten Stichwörter siedeln sich auf drei verschiedenen Feldern an. Da sind erstens die Leitbegriffe, die der Marxismus selbst hervorgebracht

hat, ausgearbeitet entweder von Marx selbst, wie Produktionsverhältnisse, Produktivkräfte, Basis/Überbau, Akkumulation, Mehrwert, oder von seinen Nachfolgern, wie Hegemonie, Imperialismus, historischer Block – oder solche, die Marx und der Marxismus historisch vorgefunden und dann umgearbeitet haben, wie Bestimmung, Dialektik oder Entfremdung.
Zweitens bestimmte Problemfelder oder gesellschaftliche Erscheinungen, zu denen der Marxismus Stellung bezogen hat, wie Philosophie, Recht, Krieg, Schule oder Feminismus, und Praxisformen, in denen er sich bewegt, wie Gewerkschaft, Partei, Streik.
Schliesslich drittens sein Verhältnis zu verschiedenen dogmatischen Bezügen wie Bakunismus, Hegelianismus oder St. Simonismus. Die verschiedenen Ausprägungen des Marxismus wie Bolschewismus, Maoismus, Stalinismus, Austromarxismus, Frankfurter Schule werden vor allem unter historischem Gesichtspunkt behandelt, z.T. wie im Fall von Marxismus oder Marxismus-Leninismus werden sie unter semantischem Aspekt abgehandelt, um der eingangs geschilderten Gefahr der dogmatischen Fixierung zu entgehen. Wie aussagekräftig die semantische Untersuchung sein kann, zeigt der Artikel Marxismus (Labica), der am Beispiel der problematischen Benennung des Marxismus dessen Dilemma als Theorie hervorhebt. Schon in der Namengebung zeige sich ein Widerspruch: der zwischen der Absicht, der Theorie eine objektive wissenschaftliche Grundlage zu geben und ihrer personalisierten Benennung. Bekannt ist, dass Marx sich dagegen gewehrt hat, als Marxist bezeichnet zu werden. Nach seinem Tod wird der Name rasch zur geprägten Münze in der politischen Auseinandersetzung; keine der objektivierenden Benennungen hat sich je durchsetzen können. Dieser Begriff mit seiner „andauernden Zweideutigkeit" (Labica) zwischen universalem Anspruch und personalisierender Referenz auf die theoretische Autorität Marxens befördert die Umwandlung der Theorie in eine verwaltete Lehre und der Marxisten in deren Hüter und Ausleger. Welche Distanz zu jenem andern marxistischen Wörterbuch von Klaus/Buhr, für das es den Marxismus gar nicht gibt, dafür den Marxismus-Leninismus als den Marxismus unserer Epoche.

Ähnliches gilt für das Stichwort Hegemonie (Buci-Glucksmann). Der Artikel zeigt die Fruchtbarkeit der Analyse Gramscis, der, indem er die politische und kulturelle Führung kategorial vom Element des Zwangs trennt, einerseits theoretisch den Weg bahnt zum Verständnis hegemonialer Prozesse, der politischen und kulturellen Stabilisierung von Klassenherrschaft, andererseits zur Geschichte der subalternen Klassen und zur Bedeutung des politisch-kulturellen Elements in der Entwicklung eines hegemonialen Blocks. Es ist überhaupt eine Stärke des Wörterbuchs, dass die Verweise am Ende jedes Artikels auf neue Aspekte, theoretische und praktische Vernetzungen hinweisen, die einem, statt auf dem Königsweg von A-Z, auf tausend verschlungenen Wegen durch das Begriffsgeflecht führen.

Es wird dabei nicht verschwiegen, dass der Marxismus durchaus lückenhaft ist, bspw. in bezug auf eine Theorie des Aufstiegs einer Klasse oder des Übergangs von einer zur andern Produktionsweise. Godelier zeigt unter dem Stich-

wort 'Übergang', wie Marx sich darauf beschränkt hat, den Übergang zum Kapitalismus vom Standpunkt des Kapitalismus aus zu schreiben. Ihn interessiert die Auflösung des Feudalismus nur insofern, als sie die Genese der Strukturelemente des Kapitalismus freilegt (Warenproduktion, Privateigentum an Produktionsmitteln, Nichtbesitzer von Produktionsmitteln, Kapital). Dessen Notwendigkeit bestand für Marx vor allem in der Entwicklung der Produktivkräfte. Radikal anders aber die Frage für den Übergang zum Sozialismus, an dessen Anfang eine politische Revolution steht. Ihre Basis steht nicht in einer neuen Revolution der Produktivkräfte, die denen des Kapitalismus überlegen gewesen wäre. Daher auch die Schwierigkeiten politischer, ökonomischer und ideologischer Art im existierenden Sozialismus.

Nicht alle Artikel sind von dieser Strenge und Unbestechlichkeit in der Ermittlung. So wird dem Plädoyer des Angeklagten 'Revisionismus' (Séverac) zu sehr Glauben geschenkt und sein Feld auf das beschränkt, was Inhalt der historischen Revisionismus-Debatte um Bernstein und deren periodische Wiederholung in der Geschichte der Arbeiterbewegung war. Gibt es aber neben dem Reformismus/Opportunismusproblem nicht noch jene andere Form des Revisionismusproblems, in der der Begriff als Ausgrenzungsmechanismus, betätigt von einer ideologischen Polizei, funktioniert? Unterläuft hier Séverac nicht selbst das Konzept des Wörterbuchs, wenn er behauptet, dass die Versuche zur kritischen Erneuerung des Marxismus fast unvermeidlich ihre Urheber in die Arme des politischen Reformismus oder Liberalismus treibe oder gar zum Verzicht auf den politischen Kampf?

Noch eine generelle Kritik wäre anzumerken: Im Verhältnis des Marxismus zu bestimmten Problemfeldern und Praxisformen stellt sich das Problem seiner Aktualität und Erneuerungsfähigkeit besonders brisant. Will der Marxismus seine Qualität als eingreifendes Denken bewahren, so muss er gerade hier an der Front, am Horizont, am Neuen arbeiten, er muss sich besonders jener Engelsschen Forderung bequemen, wonach die einzig reelle Definition die Entwicklung der Sache selbst sei. Gerade hier bieten die Artikel oft nur eine Abfolge von Stellungnahmen Marx' oder eines irgendwie personalisierten Marxismus zum betreffenden Problem.
Der Artikel „Arbeitslosigkeit" (Caire) bewegt sich im 19. Jht. und endet mit einem Shakespeare-Zitat, der Artikel „bürgerliche Ehe" mit einem Brief Lenins an Inès Armand und „Feminismus" (Balibar/Labica) gewinnt seine Aktualität nur durch die Würdigung des einsamen Kampfs der Alexandra Kollontai, die die Emanzipation nicht schon durch die rechtliche und ökonomische Gleichstellung garantiert sah, solange die Frau einer doppelten Moral unterstellt bleibt, die sie zum Sexualobjekt degradiere. Doch statt einer Analyse der Mängel bisheriger marxistischer Positionen, wie es die Kollontai angefangen und andere Marxistinnen weitergeführt haben, steht am Ende eine Geste der Vergeblichkeit. Bei andern Stichwörtern, zu denen der marxistische Feminismus etwas zu sagen hätte, findet sich keine Spur

feministischer Analyse. Der Artikel „Hausarbeit" (Industrie domestique, Merle) beschränkt sich auf die Hausarbeit im Verlagssystem, ohne auf die Stellung der Hausfrauenarbeit im Innern der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion einzugehen.

Ähnliches gilt für Praxisbereiche der Arbeiterklasse selbst. So schlägt zwar der Artikel „Streik" den Bogen vom Streik als anti-kapitalistischen Kampfmittel zu den Bedingungen des Streiks bei sozialistischer Staatsmacht (Lenin-Trotzki-Debatte), ein Bezug auf die Funktion des Streiks in den modernen kapitalistischen Staaten aber fehlt. Gab es in der Zwischenzeit nicht so etwas wie den Streik für Investitionen (Italien), oder dasProblem Gewerkschaften und Austeritätspolitik (Frankreich und Italien)?

Es ist wahr, einige der aktuellen Themen tauchen verstreut wieder auf in andern begrifflichen Kontexten oder in Artikeln wie „Räte" (Avakian), „Selbstverwaltung" (Corpet) u.ä. Politische Innovationen werden zudem zusammengefasst in Rubriken wie 'Historischer Kompromiss' oder 'Eurokommunismus' (Buci-Glucksmann), wobei gerade im letztgenannten die etwas journalistische Beschränkung auf eine Etikette die strategische Novität wieder aus dem Blick gleiten lässt.

Es gibt im Bereich der Artikel zur aktuellen marxistischen Politiktheorie auch positive Gegenbeispiele wie etwa den Artikel 'Diktatur des Proletariats' oder 'Fraktionsbildungsrecht' (Balibar), wo die Konzeption des Parteizentrums als Entscheidungszentrum des revolutionären Prozesses entschieden in Frage gestellt und so der Partei auf neue Art eine Handlungsfähigkeit zurückgegeben wird, die neue gesellschaftliche Erfahrungen und neue gesellschaftliche Subjekte in ihr Projekt einbeziehen kann.

Das Wörterbuch erscheint demnächst in deutscher Übersetzung in einer Folge von 6 bis 7 Bänden im Argument-Verlag. Geplant sind weitere Ergänzungsbände zu Ansichten, Ausprägungen und Arbeitsfeldern des deutschsprachigen Marxismus. Gefordert ist also eine produktive Rezeption, die die Lebendigkeit des Marxismus unter Beweis stellt durch Weiterarbeit an ihm.

Ruedi Graf

HAUMANN, H. (Hg.): Arbeiteralltag in Stadt und Land, Argument-Sonderband 94, Berlin 1982, 158 S., br., Fr. 16.80

Der Klappentext weckt Erwartungen: „Die Autoren dieses Buches versuchen, in theoretisch-methodischen Überlegungen wie in empirischen Studien zu Lebens- und Erfahrungswelten von Arbeitern in Stadt und Land neue Wege der Geschichtsschreibung sichtbar werden zu lassen." Und weiter: „Ohne Schwierigkeiten und offene Fragen zu verschleiern, machen sie deutlich, dass sich die Anstrengung lohnt, die Perspektive der Betroffenen einzubeziehen, in einem kommunikativen Prozess Geschichte zu rekonstruieren und daraus auch die theoretische Verarbeitung hervorgehen zu lassen."

*

Im ersten Aufsatz befasst sich *Detlev Peukert* vorerst einmal theoretisch mit der Frage, inwieweit die Erforschung des Alltags „Mode oder Methode" sei. Er setzt sich mit in der letzten Zeit veröffentlichten Forschungen Kuczynskis, Tauberts, Henkels, Negts, Kluges und anderen zum Thema auseinander und zeigt anhand der Kritik dieser Arbeiten folgerichtig die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen der Erforschung des Arbeiteralltags auf. Einerseits fordert er die Alltagshistoriker auf, ihr Material theoretisch auszuwerten. Andererseits weist er auf methodische Probleme hin, wenn versucht wird, die klaffende Lücke zwischen Detailstudien und Globalentwürfen zu schliessen. Nach diesem theoretisch interessanten Exkurs folgen Beiträge von *Martin Scharfe, Rainer Wirtz, Axel Kuhn* und *Stefan Bajohr.* Diese Autoren informieren über die Lebensweise und -perspektiven des bäuerlichen Gesindes in Württemberg im 19. Jahrhundert, über die Erziehungsfunktion von Fabrikordnungen anhand süddeutscher Beispiele, über die Erinnerungen von Arbeitern an ihren Ehealltag sowie über die Politisierung von Kindern aufgrund des Einflusses ihrer Familien und ihrer Umwelt. Zuguterletzt wird eine kurze Projektskizze des Herausgebers des Bandes, *Heiko Haumann,* vorgestellt. Er schlägt vor, unterschiedliche Verhaltensweisen von Arbeitern in verschiedenen Regionen Europas zu untersuchen und miteinander zu vergleichen. Im Zentrum steht für ihn die Frage, wie die jeweiligen Beziehungen eines Arbeiters zu Stadt und Land dessen Bewusstsein und Handeln prägen. Haumanns Ziel: „Wenn es dabei gelänge, Individuum wie gesellschaftlichen Rahmen schärfer als bei einer isolierten Untersuchung hervortreten zu lassen, könnte vielleicht zwischen der Erfahrungswelt des Einzelnen und der geschichtswissenschaftlichen Verallgemeinerung eine Brücke geschlagen werden."

*

Das Buch befriedigt nicht. Die vorliegenden Aufsätze scheitern an dem, was Peukert als Pferdefuss der Alltagsgeschichtsschreibung bezeichnet. Die verschiedene Arbeiterschichten und unterschiedliche Zeitperioden behandelnden Detailstudien stehen mehrheitlich unverbunden nebeneinander. Auch wagt keiner der Autoren eine theoretische Reflexion über sein Material.

Nur Haumann unternimmt den Versuch, ein Projekt zu skizzieren, das auf Grund von Detailstudien eine globale, übergreifende historische Fragestellung beantworten soll. Offen bleibt, an wen sich diese Projektskizze richtet und was mit ihr geschehen soll. Ist sie nicht Anstoss, den im Klappentext des Buches geforderten Anspruch einzulösen? Aber die Frage harrt ja der Bearbeitung. Daher steht sie im Rahmen dieses Readers im luftleeren Raum.

*

Neue Wege der Geschichtsschreibung werden von den Autoren der vorliegenden Aufsätze kaum beschritten. Wohl mögen auf den jeweils behandelten geographischen Raum bezogen neue Quellen gesichtet worden sein, deren allgemeiner Erkenntniswert sowie der methodische Zugriff der Autoren fördert jedoch kaum neue Einsichten zutage. Die aufgegriffenen Fragestellungen sind beispielsweise seit E.P. Thompsons oder Klaus Theweleits Forschungen bekanntes Gut der sozialgeschichtlichen Debatte. Auch ein Peter Weiss hat in seinem allerdings literarischen Werk „Ästhetik des Widerstands", bedeutend mehr über den Alltag von Arbeitern ausgesagt, als die „Argument"-Autoren.
Das wäre an sich nicht problematisch, denn die behandelten Themen verdienten es, über den Kreis der sich sowieso mit historisch-wissenschaftlichen Texten befassenden Leserschaft hinaus bekannt gemacht zu werden. Leider wirkt sich deren formale Gestaltung hemmend aus. Die Einleitung wie der Beitrag Peukerts sind sprachlich schlicht unzumutbar. Die mit Fremdwörtern gespickten Schachtelsätze fördern nicht die Leselust auf das interessante Thema. Was nützt es dem anfänglich zu Recht frustrierten Leser, wenn ihm der Rezensent versichern kann, dass die Beiträge immer lesbarer werden, der Informationsgehalt immer grösser wird?

*

Der Sonderband scheint zudem sehr schnell produziert worden zu sein. Nicht nur etliche Druckfehler sowie grammatikalisch falsche Nebensätze belegen dies. Die verantwortlichen Redaktoren haben sich wenig Gedanken gemacht, als sie die Reihenfolge der Beiträge festlegten. Es gibt kaum einen Grund, den unlesbaren theoretischen Aufsatz Peukerts als ersten und nicht als letzten Beitrag zu plazieren, wenn die von Peukert geforderten Maximen in den nachfolgenden Arbeiten nicht eingelöst werden. Wenn im Gegensatz dazu Kuhns und Bajohrs Berichte am Anfang stehen würden, hätten deren Forschungen mehr Chancen, gelesen zu werden. Kuhn orientiert anhand von Biographien, wie Arbeiter und linke Politfunktionäre ihre Frauen sowie ihren Ehealltag schildern. Bajohr hat Interviews mit Arbeitern und Arbeiterinnen aus Braunschweig veröffentlicht. Die Erzähler stellen dar, wie ihre Eltern sie politisiert und zur Arbeiterbewegung geführt haben. Diese zwei Arbeiten sind die aufschlussreichsten und auch so geschrieben, dass das Lesen Spass macht, was die Auseinandersetzung mit dem Inhalt fördert und nicht von vornherein hemmt.

Bruno Müller

GESCHICHTE DER SCHWEIZ – UND DER SCHWEIZER, hrsg. vom Comité pour une Nouvelle Histoire de la Suisse, Helbling & Lichtenhahn, Basel 1982/83, 3 Bände, 388/316/344 Seiten, Leinen, Einführungspreis bis 31.12.1983 Fr. 48.- pro Band.

Mit brillanten Darstellungen der eigenen Geschichte sind wir hierzulande nicht gesegnet. Meist sind sie traditionalistisch-unkritisch (etwa jene von Sigmund Widmer und Peter Dürrenmatt), engagiert und vereinfachend (Robert Grimm), gut, aber vergriffen (Valentin Gitermann) oder fundiert, jedoch zu akademisch (Handbuch der Schweizer Geschichte). Nun liegt eine neue Schweizergeschichte vor, die in vielem ein Pionierwerk darstellt und quasioffiziell vom seit über hundert Jahren vorherrschenden liberalen Geschichtsbild Abschied nimmt.

Elf meist jüngere Autoren – je zur Hälfte Romands und Deutschschweizer – haben die Landesgeschichte erstmals auf breiter Ebene unter einem sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Blickwinkel untersucht. Einbezogen wurden neue Ergebnisse der historischen Demographie, der Mentalitätsforschung; anstelle der politischen und militärischen Geschichte sind soziale und kulturelle Prozesse stärker herausgearbeitet, die Struktur- dominiert über die Ereignisgeschichte. Forschungen zum Alltag lassen stellenweise so etwas wie eine „histoire totale" entstehen. Der Titel des Werkes ist hierfür symptomatisch. Am Schluss jedes Kapitels, die im allgemeinen leicht lesbar und mit einer Vielzahl von Bildern, Tabellen, Grafiken und Randtiteln aufgelockert sind, informiert jeder Verfasser über Forschungsstand, wichtige Kontroversen und weiterführende Literatur seines Themas. Jeder Band wird mit einer synchronoptischen Zeittafel, Erklärungen der wichtigsten Fachausdrücke und einer Übersicht über den Inhalt des Gesamtwerkes abgerundet. Am Schluss des dritten Bandes folgt dann eine allgemeine Bibliographie. Das Werk verzichtet auf Fussnoten und akademische Anmerkungsapparate – ein Gewinn, unter dem die Wissenschaftlichkeit keineswegs leidet; ist bibliophil ausgestattet und stellenweise gar spannend und unterhaltsam zu lesen. Es kann passieren, dass man sich ein Kapitel der neueren Zeit vornehmen will und unversehens von der Beschreibung des schweizerischen Alltags in der römischen Zeit gefesselt wird, oder dass man amüsiert einer Kurzlektion über den „Alpen-Mythos" oder die Funktion des Kirchganges im 18. Jahrhundert folgt. Vieles wäre lohnenswert, hervorgehoben und vertieft zu werden. Da das Buch ohnehin Vergnügen macht – abgesehen vom Preis – und mit gutem Gewissen sowohl Fachleuten wie Geschichtslaien als Standardwerk empfohlen werden kann, müssen hier einige Streiflichter genügen.

Einleitend referiert *Ulrich im Hof* in einem knappen Überblick kritisch die Entwicklung der schweizerischen Geschichtsschreibung vom Mittelalter bis heute, indem er sie in die allgemeine Zeitgeschichte einbettet. Das erste Kapitel von *Pierre Ducrey* umfasst die Vorzeit (ins 1. Jahrtausend v.u.Z. zurückgehend), die keltische und die römische Schweiz (bis 401 u.Z.). Inter-

essant hier vor allem die Fragen der technologischen Entwicklung, der helvetischen Akkulturation in der Römerzeit, und der Entwicklung von Arbeit, Güteraustausch und Verwaltung. Der Beitrag von *Guy P. Marchal* umfasst ebenfalls rund ein Jahrtausend (401-1394) und entzieht sich der traditionellen schweizergeschichtlichen Periodisierung. Er untersucht u.a. die Bedeutung von Sprachgrenzen für die politische Geschichte, die Herausbildung neuer sozialer Kräfte (Grundherrschaft, Stadtbürger, Handwerker). Für einen der stärksten Teile des Werkes überhaupt halte ich das Unterkapitel über die „alpine Gesellschaft", in dem die Herausbildung des hiesigen Menschenschlages, seiner Hirtenkultur (konservativ, jedoch nicht rückständig), die Abstufungen der alpinen Freiheit und Gemeindebildung sowie die unterschiedlichen genossenschaftlichen Formen erläutert werden. Hier verbindet sich sozialökonomische und politische Analyse überzeugend mit Erkenntnissen der Kulturanthropologie – und zwar auf dem neusten Forschungsstand. Am ehesten der traditionellen politischen Ereignisgeschichte verhaftet ist Kapitel 3 „Auf der Höhe der Macht" (1394-1536) von *Nicolas Morard*, der die schweizerische Entwicklung in den Rahmen der europäischen Geschichte stellt. Der Mittelteil des dreibändigen Geschichtswerkes umfasst drei Strukturquerschnitte zwischen Reformation und Bundesstaatsgründung (Kapitel 4 bis 6), die ähnlich aufgebaut sind: Bevölkerungsentwicklung – Wirtschaft – Staat/Gesellschaft/Kultur – Tradition und Erneuerung. *Martin Körner* charakterisiert die Zeit von 1515 bis 1648 (Glaubensspaltung und Wirtschaftssolidarität) als ein „Jahrhundert der Gegensätze". Ein für diese Periode erstaunlich gutes Tabellenmaterial belegt zum Beispiel konfessionell bedingte Mentalitätsunterschiede zwischen Innerschweiz und Romandie: Während in Luzern der Februar einsamer Spitzenmonat für Heiratsschliessungen war, März und Dezember (Fastenzeit/Advent) dagegen Tiefstwerte aufwiesen, war in Genf der Mai Abstinenzmonat (gemäss einem heidnischen Volksbrauch), geheiratet wurde dort von November bis April. Anders dagegen die Konzeptionen: „Zum Kindermachen hatte man in den Winter- und Frühlingsmonaten eher Lust und Zeit, in Luzern am ehesten von April bis Juni, in Genf bereits im März" (II/13). An die von der Kirche gebotene sexuelle Enthaltsamkeit hielt man sich – schon während des 17. Jahrhunderts – im Ehebett deutlich weniger als vor dem Traualtar. Sehr informativ und gut geschrieben auch der Teil von *Francois de Capitani* über die Zeit zwischen „Beharren und Umsturz" (1648-1815), der – fast in einem Nebensatz – herausarbeitet, dass die Gastwirte – die zur wirtschaftlichen und politischen Elite des Dorfes gehörten – nach 1789 häufig zu Trägern der Revolution wurden. Die Helvetik ist hier nicht wie üblich unter einem vorwiegend negativen Blickwinkel (ausländische Intervention) geschildert. *Georges Andrey* operiert in seinem Kapitel über die Schweiz zwischen 1798 und 1848 mit teilweise simplen Gesellschafts- und Staatsvorstellungen (etwa II/213f. und 243) und fragwürdigen Begriffen („Überfremdung", II/188), verzichtet auch weitgehend auf Schichtenanalysen, trägt anderseits jedoch manches Neue zur Aufhellung des Alltags im frühen 19. Jahrhundert bei. Eher enttäuschend fällt im 3.Band *Roland Ruffieux'* Arbeit über die „Schweiz des Freisinns"

(1848-1914) aus, die stark der bundesstaatspolitischen Ereignisgeschichte folgt. Die zu dieser Zeit wichtig werdenden sozialen Bewegungen werden kaum untersucht, ebensowenig kulturelle Prozesse und etwa Fragen der Mentalität. Dagegen wieder vorzüglich das kritisch-engagiert geschriebene Kapitel über die Periode von 1914 bis 1945 von *Hans Ulrich Jost*. Dieser kennzeichnet die Zwischenkriegszeit in Anlehnung an Ernst Blochs These der Ungleichzeitigkeit mit dem „Widerspruch von technisch-wirtschaftlicher Moderne und verkrampftem politischem Kleinbürgertum, von weltweit politisch-ökonomischer Verzahnung und provinzieller Kultur" (III/120). Politische Integrations- und Desintegrationsprozesse, wirtschaftliche Stabilisierung und Krisenmomente, kultureller Aufbruch und geistige Enge schufen unter dem Eindruck faschistischer Bedrohung den Boden für einen „helvetischen Totalitarismus", der „am traditionellen Partikularismus, an der chronischen Eigenbrötelei des Schweizers und an der heterogenen politischen Kultur seine Grenzen" fand (III/175). Dass sich die NZZ dezidiert gegen eine solche Sicht verwahrte, erstaunt weiter nicht (NZZ vom 1. Juli 1983). Der letzte Beitrag von *Peter Gilg/Peter Hablützel* über die Zeitgeschichte seit 1945 (Kapitel 9) führt in gelungener Form von der historischen Analyse zum umfassenden Katalog aktueller wirtschaftlicher, politischer und sozialer Probleme über, die uns tagtäglich in den Medien begegnen (Stand 1980).

Generell kann festgehalten werden, dass diese Geschichtsschreibung, die sich orientiert am historischen Materialismus, an den französischen Strukturalisten und den englischen Sozialhistorikern, einen Bruch mit der traditionellen Ereignishistoriografie darstellt, die die Schweizer Geschichte teleologisch als fortschreitende Verwirklichung der Idee der Demokratie begriffen und damit mythisiert hat. Dies ist umso bedeutsamer, als ein illustres Professorenkomitee aus Kreisen der Romandie, von Bern und Basel – die Zürcher Uni dagegen ist nicht vertreten – für die Herausgabe verantwortlich zeichnet und das Werk in drei Landessprachen und drei Verlagen gleichzeitig publiziert wird, somit einen repräsentativen Anstrich aufweist. Erstaunlicherweise ist die Reaktion der Traditionalisten und Hochschulautoritäten bisher weitgehend ausgeblieben. Hat man das Feld schon kampflos geräumt?

Zu den Mängeln sollen abschliessend gezählt werden: die weitgehende Lücke zur Geschichte der Frau (unter den Verfassern finden sich keine Historikerinnen, lediglich im Übersetzer– und Mitarbeiterpersonal), teilweise mangelnde Vertrautheit welscher Autoren mit Deutschschweizer Geschichte und umgekehrt, einige zeitliche und inhaltliche Überschneidungen (bes. im 2.Band), die teilweise stiefväterliche Behandlung bedeutender Einzelpersönlichkeiten (etwa Rousseau, Pestalozzi) und das Fehlen eines Namens- und Sachregisters.

Urs Rauber

Nach Redaktionsschluss für diesen Beitrag ist die Rezension von H.C. Peyer in der NZZ vom 15.11.1983 erschienen.

FISCHER, Alfons, Die Schweizerischen Jungsozialisten 1970 - 1980. Mit einem Vorwort von Andreas Gross, hrsg. v. Vorstand der Schweiz. Jungsozialisten, Verlag für politische Bildung, Maur/ZH 1983, 224 S., Fr. 20.--

Die lückenhafte Geschichtsschreibung zur politischen und Arbeiterbewegung in der Schweiz ist wieder um eine Einzelstudie reicher. Fischer, SP- aber nicht Juso-Mitglied, beschäftigt sich einleitend in einem groben Überblick mit der Entstehung der proletarisch-sozialistischen Jugendorganisationen Ende 19. Jahrhundert bis zum 2. Weltkrieg, als nach konfliktreichen Jahrzehnten jungsozialistische Organisationen von der Bühne des politischen Geschehens verschwanden. Ihre „Wiedergeburt" als Vereinigung Junger Sozialdemokraten der Schweiz (VJS) erfolgt im Jahre 1961. Im Zentrum aber steht deren Entwicklung mit ihren vielfältigen Reorganisationsbemühungen seit der Umbenennung in Juso -Schweiz (1971). Die relative Blütezeit in jüngster Zeit (1982: 650-800 Mitglieder) sei wesentlich einer Umorientierung in Richtung einer vermehrten Verknüpfung des politischen Engagements mit den persönlichen Bedürfnissen zuzuschreiben.

Anhand eines breiten Quellenstudiums, ergänzt durch Interviews mit Juso-Mitgliedern, versucht Fischer – recht detailreich – die Rekonstruktion insbesondere des Verhältnisses der Jusos zur SPS, aber auch zu andern „Linksorganisationen", des Wandels ihrer organisatorischen, mitgliedermässigen und finanziellen Struktur, ihres(r) Standorts(e), ihres Engagements an den Hochschulen, ihres Verhältnisses zur Jugendbewegung der 80er Jahre, u.a.m.

Seine (allzu-) kurzen Schlussthesen benennen im wesentlichen folgende Problemfelder jungsozialistischer Politik: die nicht-Verankerung in der arbeitenden und lernenden Jugend, dies z.T. wegen der zu allgemeinen politischen Fragestellungen und Aktivitäten, einer allzuabstrakten Sprache und der teilweise demobilisierenden Konzentration der Arbeit auf einige wenige Aktivisten. Obwohl die Jusos innerhalb der SPS durchaus die „Funktion als Motor und Gewissen" ausübten, verzeichneten sie in dem Moment einen politischen Gewichtsverlust als Organisation, als sich ein stärkerer linker Flügel in der SP selbst herausbildete, aber auch im Zusammenhang der Entwicklung und Konkurrenz nicht-parteiförmiger politischer und sozialer Bewegungen. Ihre widersprüchliche Kritik an der SPS verwies auf den eigenen Mangel an klaren strategischen Vorstellungen und Reformkonzepten, Folge auch einer weitgehend fehlenden theoretischen (und praktischen, UH) Vermittlung ihrer oft allzu maximalistischen Forderungskataloge. Allerdings trifft der letzte Vorwurf Fischer selbst.

Das vorliegende Buch ist der unveränderte Abdruck seiner Lizentiatsarbeit bei Prof. Braun an der Uni Zürich. Alle formalen und stilistischen Mängel sind wegen des fehlenden Lektorats übernommen worden. Seitenlang werden

beispielsweise Statuten zusammenfassend referiert, praktisch unkommentiert Resolutionen oder Forderungskataloge aneinandergereiht usw. Als Material mag dies interessant sein, doch gehören sie eher in einen Anmerkungsapparat. So wird dem Leser doch Einiges an Lesemotivation zuviel zugemutet.

Dies besitzt allerdings auch seine methodische und inhaltliche Kehrseite. Empirismus und Positivismus seien die Stichworte. Hier nur ein Beispiel: „Die Parolen der Juso und SPS deckten sich in 75% aller erfolgten eidgenössischen Abstimmungen (insgesamt 60 Vorlagen). Diese relativ hohe Parolendeckungsgleichheit lässt auf einen beträchtlichen Konsens zwischen den Jungsozialisten und der SPS im Rahmen der 'Abstimmungs-Demokratie' schliessen." (51) Weder wird hier die krude Alternative Ja/Nein bei Abstimmungen problematisiert und auf konkretere Differenzen zwischen den zwei Organisationen eingegangen, noch wird eine die „Fakten" *gewichtende Vermittlung* mit der anschliessenden Feststellung geleistet: „Die unterschiedlichen Parolen von Juso und SPS liegen zunächst augenfällig im finanz- und wirtschaftspolitischen Bereich vor." (52) Leider passt sich die fehlende wissenschaftstheoretische Reflexion, ja, die weitgehende Theorielosigkeit überhaupt, ohne weiteres ein in die sozialdemokratische Tradition, nicht nur der Schweiz. Der breitere historische sozio-ökonomische und politische Kontext wird so ebenfalls nicht differenzierter mit der Organisationsgeschichte vermittelt, sondern als (abstrakt-allgemeine) Rahmenbedingung und Einflussfaktor mehr nur am Rande miteinbezogen. Nun betreffen diese Kritikpunkte Ansprüche, welchen Fischer – explizit in der Einleitung – gar nicht gerechtwerden wollte und im Rahmen einer solchen doch von vorneherein limitierten Uni-Arbeit wohl auch nicht konnte. Doch meine ich, wäre für künftige, ähnliche gelagerte Publikationsprojekte eine Überarbeitung, unter Umständen sogar eine Erweiterung um zusätzliche Fragstellungen, wünschbar. So besitzt das Buch seinen Wert vor allem darin, neues historisches Material einem breitern, politisch interessierten Publikum zugänglich zu machen, quasi in Form eines Handbuchs, aber kaum in mehr.

Urs Hänsenberger